Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 67 (2011)
Heft: 3

Artikel: Was heisst und zu welchem Ende betreibt man Sprachpflege?
Autor: Wagner, Michael
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-421998

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Was heisst und zu welchem Ende betreibt man Sprachpflege?

Von der Bedeutung der deutschen Klassik für die Gegenwartssprache (Teil 1)

Von Michael Wagner

Gewisse Bücher scheinen geschrieben zu sein, nicht damit man etwas daraus lerne, sondern damit man wisse, dass der Autor etwas gewusst hat.

Diese kluge Sentenz stammt von Goethe, nicht vom Autor des vorliegenden Artikels, ebensowenig wie die Formulierung der Überschrift, die sich an Schillers Antrittsvorlesung anlehnt.

Solche Anleihen sind nicht besonders originell, man begegnet ihnen dennoch immer wieder. Seltener geschieht es allerdings, dass sofort im Anschluss eine Auflösung des Rätsels erfolgt, worauf denn da angespielt wird. Das möge doch der Leser sich, bitte sehr, selbst erschliessen, welcher Bezug zu vermeintlich allgemein bekanntem Bildungsgut hier unsichtbar sichtbares Geheimnis ist.

Wo aber Zitierseligkeit und Anspielungsreichtum derart zum guten Ton gehören, bleibt dem Einzelnen nur übrig, dem Eindruck, als sei er selbstverständlich im Bilde, zumindest durch Unterlassung nicht nachgerade entgegenzuwirken. Ein schlechtes Gewissen bekommt er ja ohnehin, denn sollte man das nicht eigentlich schon mal gehört haben und einordnen können …?

In seltenen Fällen mag das vorauszusetzen sein, meistens aber verpufft die auf leicht ironisierende Wirkung bedachte Intention in der Luft, wenn für den Leser nicht deutlich ist, auf welche Zusammenhänge möglicherweise verwiesen werden soll. Und so bekommt er zwar mit, wie gebildet der Verfasser ist, nicht aber (oder

zumindest nicht ganz), was dieser eigentlich zu präparieren beabsichtigt.

In Schillers Jenaer Antrittsvorlesung geht es (ich versage mir das Adverb: bekanntlich!) um das Studium der Universalgeschichte. Diese hat mit Sprache, Sprachkunst oder Sprachpflege auf den ersten Blick nichts zu tun, denn Schiller empfiehlt ihr Studium zum Zweck der Erkenntnis, während Sprachpflege eine gewisse Aktivität umfasst und sich nicht nur auf erkennende Betrachtung beschränkt. Andererseits liefert Schiller jedoch so etwas wie eine Grundphilosophie des Historikers, und insofern will auch ich meinen viel bescheideneren Beitrag verstanden wissen: als Grundsatzgedanken der Sprachpflege.

Da ich aber schliesslich gerade dabei bin, mich von meinem eigenen Stilmittel, dem entstellten Zitat, zu distanzieren, sei auch noch dieser Vorgang als absichtsvoll entlarvt: Es kommt mir nämlich eher darauf an, ein paar Gedanken darüber zu äussern, was Sprachpflege *nicht* kann und soll.

Aus Mangel an Platz und Neigung habe ich nicht all die Ausgaben der *Sprachnachrichten* oder der *Wiener Sprachblätter* zu Hause aufbewahrt, in deren redaktionellen Teilen, häufiger aber in Leserzuschriften, dem vermeintlichen Sprachverfall unserer Gegenwart die deutsche Klassik entgegengehalten zu werden pflegt. Dem Leser bleiben deshalb Zitate unerfreulicher Beispiele an dieser Stelle erspart.

In aller Regel sind die Urheber derartiger Klagen nämlich nicht annähernd willens oder im Stande, sich eine auch nur halbwegs an Goethe oder Schiller orientierte Diktion zu eigen zu machen, schrecken aber um so seltener vor der abgenutzten Metapher zurück, der zufolge sich die genannten Vorkämpfer «teutscher» Wortkunst angesichts der heutigen Barbarei im Grab umzudrehen haben.

Dass Goethe und Schiller in gar keinem Grab ruhen, sondern in der Weimarer Fürstengruft, muss man – ganz nebenbei bemerkt – nicht unbedingt gewusst haben, ebensowenig wie man alle Zitate zu

erkennen braucht – aber die Unkenntnis erhöht auch nicht gerade die Überzeugungskraft dieser Argumentation.

Zwar wäre es denkbar, dass Goethe und Schiller häufig nur als Synonym für bedeutende Leistungen der deutschen Dichtung gebraucht werden; dem steht aber entgegen, dass der Rückbezug auf diese beiden Dichter schon eine sehr viel längere Tradition hat, die ausserhalb der Germanistik unreflektiert fortzuwirken scheint. Um dem empfundenen Verfall unserer Sprache, dem Einfluss des Englischen, der Jugend-, SMS- oder Umgangssprache etwas entgegenzusetzen, wird eine als kultiviert und wertvoll normierte Literatursprache ins Feld geführt, die vermeintlich das diametrale Gegenteil und das unerreichbare Vorbild zugleich repräsentiert.

Darin drückt sich ein Widerspruch aus, denn wenn die Sprache der Klassik ein von uns derart weit entferntes Denkmal bewunderungswürdiger Grösse darstellt, kann sie doch gar nicht mehr ernsthaft als Vorbild zur praktischen Orientierung dienen. Und es scheint denn auch allzu häufig der Fall zu sein, dass sich die Gralshüter der Klassik mit ihrer Reputation des Eingeweihten, der immerhin solche Texte noch kennt und versteht, völlig zufrieden geben, um desto bequemer auf Distanz zu den kritisierten Niederungen zeitgenössischer Sprachschlampereien gehen zu können.

Auf diese Weise verkommt die Literatur der Klassik zum Garanten für Besserwisserei, ohne wirksam unseren Sprachgebrauch zu bereichern oder zu beeinflussen.

Nur – wäre sie dazu eigentlich in der Lage? – Die Antwort lautet grundsätzlich: Ja. Aber: Dieser Einfluss vollzieht sich auf eine Art und Weise, die mit der oben geschilderten Beschwörung nicht viel zu tun hat.

Zunächst einmal muss man sich bewusst machen, wie sehr die Klassiker eine Ausnahmeerscheinung waren. Die Annahme, im späten 18., im frühen 19. Jahrhundert hätten alle so geschrieben oder gar

geredet wie Goethe und Schiller, hat etwas ungemein Naives. Wer das stillschweigend vermutet, sollte sich einmal fragen, warum dann ausgerechnet diese beiden Dichter zu solch grossem Ruhm gelangten.

Beide waren zu ihrer Zeit Neuerer. Der stürmende und drängende junge Goethe hätte sich niemals damit zufriedengegeben, bloss eine ererbte Tradition weiterzutragen; aus einer dergestaltigen Selbstbeschränkung heraus wären kein *Werther* und kein *Urfaust* entstanden. Ausserdem kam es darauf an, zu beweisen, dass die deutsche Sprache, entgegen dem damals gängigen Vorurteil, wohlklingend und lyrischer sowie dramatischer Dichtung würdig sei.

Dennoch gab es auch schon vor der Zeit der Klassik deutsche Dichtung, es sei nur an Lessing oder Jean Paul erinnert. Erst mit Schiller und insbesondere mit Goethe wurde jedoch eine Nationalliteratur begründet, deren Geltungsanspruch in manchen Kreisen noch immer wirksam ist und wehrhaft gegen die Sprache der Medien und den Gebrauch von Anglizismen ausgespielt wird.

Nur beruht dieser Anspruch nicht auf der als unzweifelhaft nachgewiesenen natürlichen Überlegenheit Goethes, sondern auf der historischen Entwicklung der Germanistik als eigenständige Disziplin. Im 19. Jahrhundert galt nämlich keineswegs jeder literarische Text als angemessener Forschungsgegenstand. Vielmehr waren die Germanisten nach Kräften darum bemüht, analog zur sich formierenden deutschen Nation eine Nationalliteratur zu konstruieren. Die Klassik wurde erst postum, und zwar deutlich nach 1848, zur unerreichbaren und unübertrefflichen Norm erhoben, woraus sich eine zunehmende Kanonisierung ergab, die eine geradezu mythische Fixierung auf Schiller und ganz besonders auf Goethe zur Folge hatte.

Daraus ergeben sich schliesslich Konsequenzen für die Rezeption der Texte: Jedes Detail, jedes Satzzeichen in den Werken dieser «Klassiker» wird a priori für bedeutsam gehalten, dem Werk wird eine beinahe theologische Unantastbarkeit unterstellt, aus der sich die Annahme komplizierten Andeutungsreichtums und undurchschauba-

rer Komplexität ableitet (wovon auch moderne Interpretationen nicht frei sind).

Diese kultische Verehrung, die noch aus dem kürzesten Besuch Goethes in einer mitteldeutschen Kleinstadt Stoff für eine Promotionsschrift zu gewinnen vermochte, ist in der Literaturwissenschaft spätestens seit dem Zweiten Weltkrieg ausser Geltung. Neben der Goethe-Forschung steht gleichberechtigt die Beschäftigung mit anderen Autoren und anderen Epochen. Ausserhalb der Germanistik scheint von diesem Kult aber noch einiges lebendig zu sein.

Wenn von dieser Seite her reklamiert wird, wir sollten uns auf Goethe besinnen, ist also Vorsicht geboten. Wie sollte das wohl aussehen? Der Versuch einer reinen Nachahmung wäre zu lächerlichem Scheitern verurteilt, denn erstens lässt sich nicht darüber hinwegtäuschen, dass mittlerweile zwei Jahrhunderte verflossen sind, und zweitens wirkt die seitherige literarische, kulturelle und gesellschaftliche Entwicklung auch dann in uns, wenn wir sie – höchst einseitig und absurd – als blossen Verfallsprozess auffassen wollten.

Gerade darin besteht ja das Theorieproblem der vorgeblich sprachbewahrenden Kulturpessimisten: Alles Neue gilt ihnen als Verfallserscheinung, ohne dass sie plausibel zu begründen auch nur versuchen, warum der seinerseits ebenfalls das Ergebnis historischer Entwicklung darstellende Zustand einer mehr oder weniger zufällig ausgewählten früheren Epoche demgegenüber massstabsetzend sein sollte. Gälte z. B. jemandem die Lyrik Walters von der Vogelweide als Gipfel deutscher Dichtkunst, wäre von dort her betrachtet die gesamte Entwicklung zum Neuhochdeutschen ein einziger kultureller Abstieg und Sittenverfall.

Ausserdem brächte die obligatorische Nachahmung eines einmal etablierten Musters nur mehr entweder Epigonen oder Parodisten hervor, unselbstständige Skribenten, die ohne den Krückstock einer literarischen Vorlage keinen Satz zu produzieren imstande wären. Angesichts eines derart jämmerlichen Zustandes der Literaturszene

könnte ja wohl kaum jemand von kultureller Blüte sprechen – selbst wenn der tausendste Variationsaufguss der *Wahlverwandtschaften* garantiert anglizismenfrei auf Recyclingpapier daherkommt.

Literatur

Enders, Alexander: Nominalsätze. Ihre Strukturen und Funktionen in den Romanen Goethes. Berlin 2010.

Frühwald, Wolfgang: Die Goethe-Rezeption in der deutschsprachigen Exilliteratur. Paderborn 2002.

Mandelkow, Karl Robert: Weimarer Klassik. Gegenwart und Vergangenheit eines deutschen Mythos. In: Ortrud Gutjahr und Harro Segeberg (Hg.): Klassik und Anti-Klassik. Goethe und seine Epoche. Würzburg 2001.

Schweizer, Hans Rudolf: Goethe und das Problem der Sprache. Basel 1959.

Wende, Waltraud: «Die deutsche Kultur und die umliegenden Dörfer halten den Atem an.» Zur Wirkungsgeschichte eines Klassikers. In: Ortrud Gutjahr und Harro Segeberg (Hg.): Klassik und Anti-Klassik. Goethe und seine Epoche. Würzburg 2001.

Zabka, Thomas: «Von einem Wort lässt sich kein Jota rauben.» Zur Überinterpretation von Buchstaben und Satzzeichen in der neuen Goethephilologie. In: Matthias Luserke (Hg.): Goethe nach 1999. Positionen und Perspektiven. Göttingen 2001.

DIE MITARBEITER DES HAUPTTEILS

Daniel Goldstein, Dr. phil., Feldackerweg 23, CH-3067 Boll

Jürg Niederhauser, Dr. phil., Vorstandsmitglied SVDS, Ankerstrasse 28, 3006 Bern

Michael Wagner, Dr. phil., Kastnergasse 2, D-94032 Passau